

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 4

Artikel: Grethe : aus den Erinnerungen eines Arztes
Autor: Känel, Friedrich v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

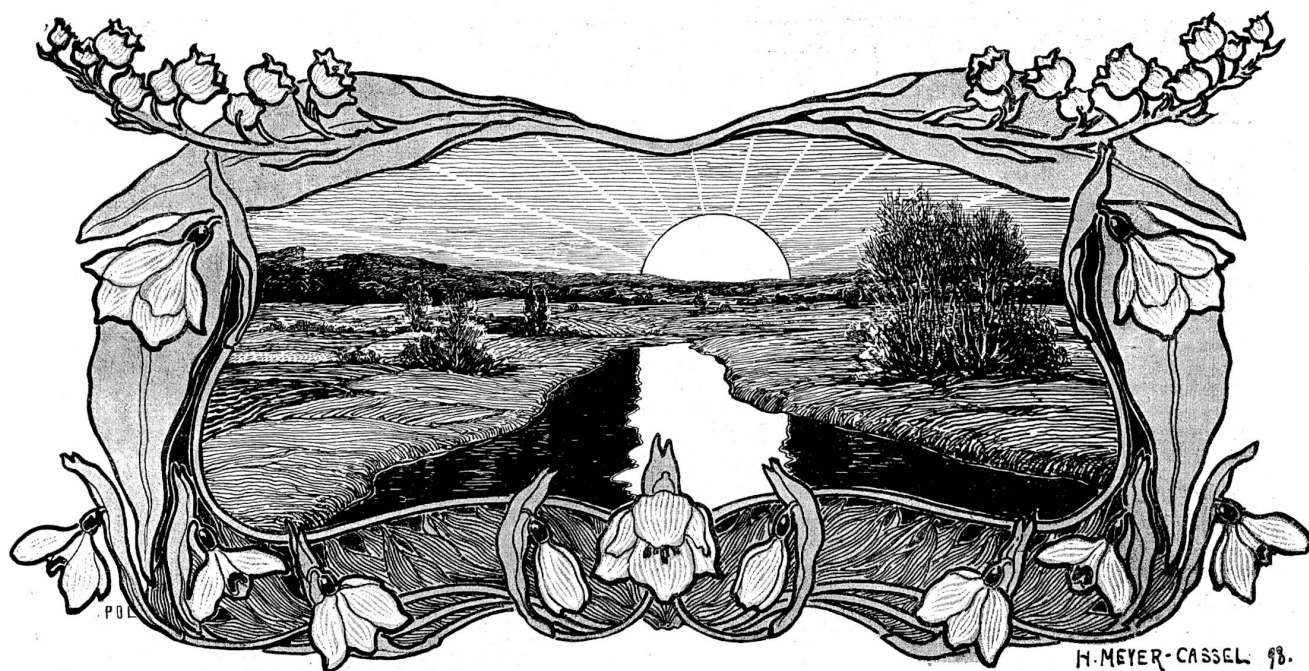
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„FRÜHLING“.

Gretche.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Aus dem Dänischen von Friedrich v. Känel, Aeschi (Bern).

Das Rjaerhvi-Moor war seiner Zeit eine der besten Schnepfenjagden des Landes. Ich habe mir manchen schönen Vogel und manchen nassen Strumpf dort geholt. Denn es bedarf gründlicher Terrainkenntnis für denjenigen, der dort jagen will. Bebe-moor und offene Wasserlöcher wechseln mit schilfbewachsenen Flächen und Ginsterstrecken. Wenn man auf den schmalen, durch das Torfstechen entstandenen Pfaden geht, die gleich einem unübersehbaren Labyrinth ihr Netz über das ganze Moor ausdehnen, bald mit einer viereckigen Masche über, bald unter dem Wasserspiegel, dann muß man gut aufpassen, um nicht daneben zu treten. Denn es ist nicht so leicht, aus dem Morast heraus zu kommen, wie in denselben hinab zu gleiten. — Der alte „Ole Damhirsch“, einmal der schlaueste Wildschütze der Gegend, so genannt, weil sein Großvater eines im Tiergarten gestohlenen Schaafelhirsches wegen eingekerkert wurde, — der alte Ole erzählt noch, wie er eines Abends, als er auf der Entenjagd war, den Kammerjunker bis zum Hals in einer Moorgrube stecken gefunden habe. — „Seine Gnaden saßen dort und kreischten nach Hülfe, wie ein angeschossener Hase, wenn der Hund hinter ihm her ist,“ berichtete er. „Ich darf nicht zu Ihnen hinüberkommen,“ sagte ich, „denn es ist laut Reglement nicht erlaubt, mit Büchse und Hund über des Kammerjunkers Jagd zu gehen. Ich weiß wohl, wo ich gehen muß. Und auf des Kammerjunkers Gebiet bin ich nie gewesen und werde nie dorthin kommen.“ Aber da sagte

er: „Ach lieber Ole! wenn er mich nur ein wenig an den Armen emporheben wollte, dann gäbe ich ihm zwei Reichsthaler, und das Uebrige sollte abgethan sein.“ — „Und in Zukunft darf ein armer Mann in seinen eigenen unschuldigen Angelegenheiten hier im Moor ruhig verkehren?“ fragte ich. „Zur Hölle — ja!“ schreit er, „komm nur und hilf mir!“ So zog ich Seine Gnaden aus dem Loch heraus. Aber Stiefel und Brille blieben darin. Die erstern fand ich am nächsten Tage. Ich bewahrte sie auf zur Erinnerung an den Kammerjunker; — denn er war gewiß trotzdem ein guter Mann!“

An einem Oktoberabend wurde ich auf meinem Gang über das Moor von einem Regenschauer überfallen. Dunst und Nebel machten es schwer, den Rückweg über das Moor und die Felder zu finden. Ich beschloß — durchnäßt wie ich war — Obdach zu suchen bei meinem Onkel und alten Jagdfreund, dem Doktor in Høleby.

Er war Junggeselle und lebte sehr einsam in einem sonderbaren alten Hause in der Nähe des Hølebywaldes. Während das Haus gerade zur Not groß genug war, um die vier Zimmer des Doktors und die zwei Stuben für die Haushälterin und den Diener zu enthalten, war der Garten, der dasselbe umgab, so groß wie ein gewöhnlicher Herrenhausgarten, aber vernachlässigt, so daß er eher einem Urwald glich. Zwischen der Persönlichkeit dieses Mannes und seiner sozialen Stellung bestand ein ähnliches Mißverhältnis. Man betrachtete ihn als



einen der tüchtigsten jungen Aerzte; er war allgemein beliebt, und eine ausgezeichnete wissenschaftliche und praktische Laufbahn stand ihm offen. Doch waren ihm viele Schwierigkeiten und Enttäuschungen widerfahren. Ohne daß jemand den eigentlichen Grund kannte, zog er plötzlich hinaus aufs Land und verlebte hier den Rest seines Lebens, — ein nützlicher Mensch in der ihn umgebenden Gesellschaft und bei allen beliebt. Er stagnierte indessen nicht unter diesen wenig bewegten Verhältnissen. Er war früh und spät auf den Beinen. Bald zu Wagen, bald zu Pferd verkehrte er im Umkreis einer Quadratmeile. Hatte er nichts anderes zu thun, so ging er auf die Jagd. Er besaß eine ganze Meute prächtiger Hunde und war ein ausgezeichnete Jäger. — Ich erinnere mich noch lebhaft unseres ersten Jagdausfluges vor mehreren Jahren. Ein Hase erhob sich plötzlich vor uns. Der Onkel hatte den Schuß. — „Schieß!“ rief ich. Er stand mit der Büchse in Ruhe und drehte langsam die Cigarre zwischen den Lippen. — „Aber so schieß doch!“ — Der Hase war nun gut 200 Ellen von uns entfernt. Jetzt legte er langsam die Büchse an die Wange und schoß. — „Ich meinte, es wäre am besten, ihn mit der Kugel zu nehmen,“ sagte er, als der Hund ihn brachte. „Ein Schrottschuß aus solcher Nähe zerstört die Haut, du!“

Das gastfreie Haus dieser originellen und interessanten Persönlichkeit war es also, dem ich an jenem Abend zukehrte, mit quatschenden Stiefeln, durchnäßten Kleidern und einer schweren Jagdtasche über der Schulter. Im Hofe wurde ich von den fünf Jagdhunden des Onkels empfangen, — nicht ungehobelten Röttern, die dem Fremden mit wütendem Gebell entgegenstürzen, nein! — sondern fünf eleganten, gefleckten, hochbeinigen Hunden mit erhobenem Kopf und graziösen Bewegungen und ruhigen, klugen Augen, und — man würde kein guter Mensch sein, wenn man sich dabei nicht aufgeräumt fühlte.

Der Onkel zeigte sich zuerst am Fenster, dann kam er mir in der Thür entgegen. Er lachte über mein „ertrunkenes“ Aussehen und brachte sogleich andere Kleider. Dann kam das Abendessen und endlich das reglementarische Grog-Service, die Kanne mit der Diana und den Nymphen und die Zuckerschale mit der Wildschweinjagd.

Bald saßen wir wie gewöhnlich in tiefem Gespräch auf dem Familiensofa. Der Onkel war ein guter Erzähler und wenn es ihm einfiel, konnte er seine Erlebnisse so lebhaft schildern und mit so vielem gesundem, warmem Gefühl, daß sie sich lebhaft meiner Erinnerung einprägten.

Er erzählte mir an jenem Abend folgende Episode aus seinem Jugendleben.

II.

„Lieber Doktor! Ich habe nun bald zwei Monate in großem Glend krank gelegen. Mein Mann will keinen Arzt rufen, denn wir können nicht bezahlen, und die Armenpflege will er deswegen nicht anfragen. Es ist auch nicht viel für mich zu thun. Ich werde jeden Tag hinsälliger und ich glaube, daß es bald mit mir vorbei ist. Seien Sie nicht zornig deshalb, daß ich Sie gleichwohl zu kommen bitte. Es würde mich trösten, wenn Sie mich besuchten, — aber kommen Sie bald. Margrethe.“

Dieses Billet, das mit zitternder Hand und großen Buchstaben auf die abgerissene Ecke eines Schreibheftblattes geschrieben war, wurde mir eines Abends im Februar überreicht, gerade als ich von einer mühevollen, langen Geschäftsreise zurückgekehrt war. Der Bote stand stumm und steif wie ein Automat und überreichte es mir in einen Fetzen schmutzigen Zeitungspapiers eingehüllt.

Es war ein ca. 10jähriger Knabe. Er schielte stark. Das rötlichgelbe Haar hing in kräftigen Locken über seine Stirne herab und im Mund hatte er einen Strohhalm, an dem er ununterbrochen laute und mit der freien Hand zog. Er war dünn und elend gekleidet, sah aber nichtsdestoweniger rotwangig und kräftig aus. Sein Gesicht trug eine Mischung von Gleichgültigkeit und Schlaueit zur Schau — Stupidität an der Oberfläche, aber „Verschlagenheit“ auf dem Grunde.

„Wessen Junge bist du?“ fragte ich, als ich das Billet gelesen hatte.

„Mutter’s,“ antwortete er nach einer Pause und wendete den Halm im Munde.

„Wer ist denn deine Mutter?“

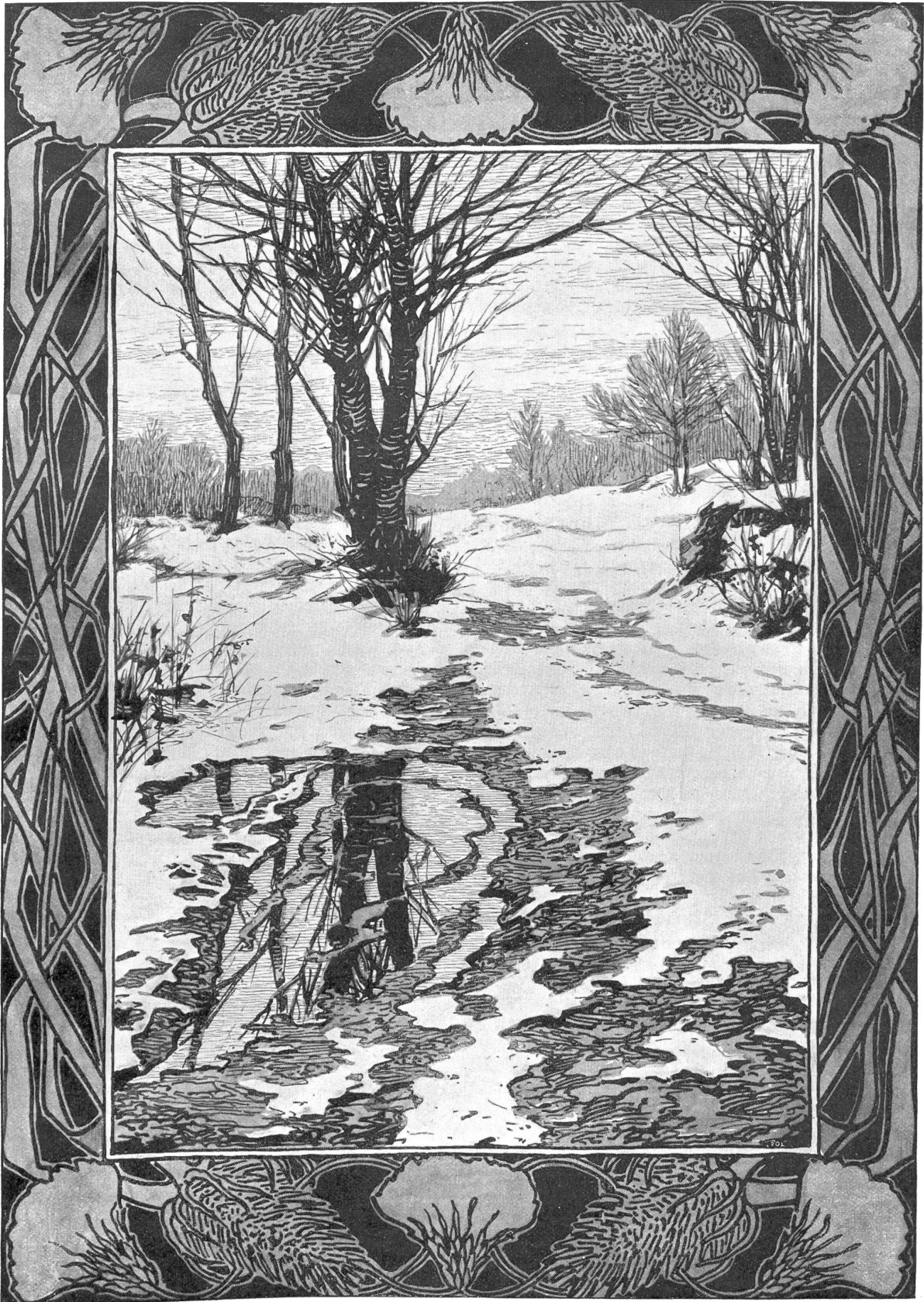
„Sie, — sie, die das geschrieben hat, — Gretche im Moorhause,“ erklärte er, etwas verblüfft darüber, ohne Vorbereitung mit solch schwierigen Personalien herausrücken zu müssen.

„Laufe nach Hause und sage deiner Mutter, daß ich noch heute Abend zu ihr kommen werde.“ — Und der Junge trollte sich lautlos, ohne Abschiedsgruß zur Thüre hinaus, die er hinter sich offen ließ, zog die Holzschuhe an und trabte durch den Schnee.

Ich hatte meine Abendmahlzeit genossen und ruhte nun einen Augenblick bei Thee und einer Pfeife Tabak aus. Ich war den ganzen Tag eifrig beschäftigt gewesen, und jetzt — abends 8 Uhr — sollte ich wieder hinaus, zu Pferd auf einem halsbrecherischen Weg, eine Meile weit ins Land hinein. Hätte die Fahrt einem andern als Gretche gegolten, so würde ich um Aufschub bis zum nächsten Tag ersucht haben. Aber — die arme Gretche!

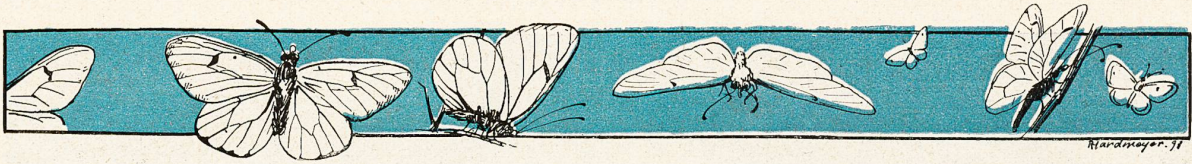
Und während ich dasaß und die langen, nach einem solchen Tag so wohlschmeckenden Tabakswolken nach dem Lampenlicht und der geschwärzten Decke meiner alten





Chauvettef.

Originalzeichnung von H. Meyer-Cassel.



Stube sandte, tauchten Erinnerungen auf aus längst entschwundener Zeit, aus jenen Tagen, die so reich sind an noch nicht getäuschten Hoffnungen, an Glauben, Liebe, Leichtsin und Schwärmerei, — Erinnerungen aus den Uebergangsjahren zwischen dem Knaben- und Mannesalter. Und als eine der deutlichsten Erinnerungen aus jenen Jahren stieg das Bild Margrethens vor mir auf: Schön wie eine Gartenrose und lächelnd wie das Gauchheil des Ackers! — Grethe mit dem goldigen Haar, den dunkelblauen Augen und dem fecken Schwung mit dem Kopf, wenn ihr etwas nicht gefiel, — Grethe mit dem sonnerbrannten Gesicht und den kleinen, geschmeidigen Händen, wenn die Ernte kam und man sich Tag um Tag mit den reifen Garben beschäftigte. Grethe mit dem flinken, elastischen Fuß, wenn sie in unermüdlichem Tanz beim Erntefest von Arm zu Arm flog. — Und jetzt, — die arme Grethe im Moorhause!

Ich sah sie zum erstenmal während eines Sommeraufenthaltes bei einem Verwandten in dieser Gegend, wo ich nun seit langen Jahren als Arzt gelebt habe. Ich kam mit Büchse und Hund über die Felder geschlendert, — der letztere war ein prächtiges Tier von der Gordon-Seiterrasse, mein treuer, unzertrennlicher Begleiter während 8 glücklichen Jugendjahren. Ich war auf der Fährte eines angeschossenen Fuchses — wir bekriegten Keinecke damals das ganze Jahr hindurch — und hatten ihn seit mehreren Stunden gesucht. Die Sonne war im Untergehen und als ich die Au erreichte, legte ich mich in das Gras der Wiese, um auszuruhen.

Es war ein herrlicher Abend. Der Himmel war klar, blau in blau. Die Au hatte zu dampfen begonnen, alles war stille, wie in der Nacht. Nur die Schwalbe kreuzte noch unruhig durch die Luft, tauchte ihre Flügel ins Wasser, um dann wieder wie ein Pfeil über das hohe Schilf emporzuschleusen, durch die Mückenschwärme jagend. Und die Dämmerung kam. Sie senkte sich mit leisem Rauschen auf das Gebüsch an den Ufern der Au und das dampfende Wasser.

Da erhob mein Hund plötzlich den Kopf und lauschte. Es raschelte in den Zweigen, die von den Bäumen des Abhanges sich über die Au hinausstreckten, und einen Augenblick später zeigte sich eine weibliche Gestalt, die mit nackten Füßen und aufgeschürztem Rock in der Strömung längs des Ufers von Stein zu Stein sprang. Bald hielt sie sich an den herabhängenden Zweigen fest, bald ließ sie diese los und sprang sicher wie eine Gemse, ohne Stütze, von Stein zu Stein. Zuweilen bückte sie sich und suchte vorsichtig mit den Händen die nächsten kleinern Steine aufzuheben. Dann ging sie leise summend weiter.

Mein Hund knurrte. Ich drückte ihm den Kopf in das Gras nieder.

Sie kam nun ganz nahe. Sie war ärmlich gekleidet, aber schön wie der Abend, der sie umgab. Sie mochte wohl 15 Jahre zählen. Ihr Haar war glänzend blond und in einem dicken Zopf um den runden Hinterkopf geschlungen. Die langen dunklen Augenwimpern kontrastierten auffallend zu dem blonden Haar.

Ehe ich Zeit hatte, weitere Beobachtungen zu machen, stand sie vor mir und starrte mich in stummer Ueberraschung an, wie ich sie. Ich bemerkte jetzt, daß sie ein weißes Leibchen trug, ohne Ärmel und am Hals weit offen, so wie die Mädchen es während der Erntearbeit tragen. Gesicht und Hals waren dunkelbraun von der Sonne, aber dort, wo das Halsleinen begann, zeigte sich zeitweise gleichsam ein Halsband von glänzend weißer Haut. Der kurze rotumsäumte Rock war mit einem Dorn aufgeheftet. An der Gürtelstelle hatte sie eine große weiße Wasserlilie befestigt. Die schöne Blume hatte ihr Haupt noch nicht vor Hitze gesenkt. Und dann bemerkte ich, daß sie einen kleinen Leinwandbeutel an einer Schnur um den Hals trug.

Wir hatten einander wohl eine Minute lang betrachtet. Da steckte sie wie mit einem raschen Entschluß ihre Hand in den Beutel, und mit triumphierender Freude holte sie einen großen lebendigen Krebs hervor. Und indem sie die Hand mit dem zappelnden Tier gegen mich ausstreckte, rief sie:

„Sieh hier!“

Ich sprang auf und betrachtete nicht den Krebs, sondern sie. Ich war in jenem zweifelhaft glücklichen Alter, wo man vor Weibern fast scheu ist, scheu wie ein junges nicht zugerittenes Pferd vor den weißen Meilenpfehlern am Wege, jenem Alter, in dem man sich über alles Weibliche wundert, es umgeht, und doch — im Stillen Schwärmer ist. Man hat jenes Alter das „Flegelalter“ genannt. Der Name paßt nicht immer für Personen dieser Altersklasse. Denn es entstehen in dieser Periode oft tiefe und ernste Gefühle, die das ganze Leben lang empfunden werden können.

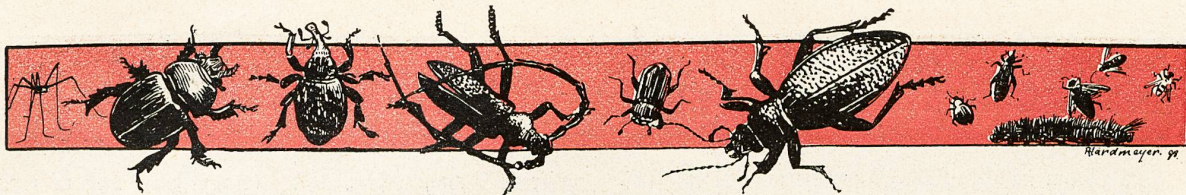
„Ein prächtiger Fang!“ antwortete ich ihr. „Wie viele hast du gefangen, und — wie heißest du?“

„Margarethe“, — antwortete das Mädchen und trat einen Schritt näher. „Und ich habe fast dreißig gefangen.“ — Sie zupfte nun hastig den Dorn aus dem Rock und ließ ihn bis zu den Knöcheln niederfallen. — „Und wie heißt dein Hund?“

„Chasseur heißt er. — Hast du einen angeschossenen Fuchs gesehen? — Wir haben den ganzen Nachmittag gesucht.“

„Nein, — heute nicht. — Aber viele Krebse sind hier! Denke, ich habe 28 in meinem Beutel. Die großen können arg klemmen, wenn sie einen bei den Fingern erfassen.“ — Und sie zeigte mir einen von ihren





kleinen, noch nassen Fingern, den der Krebs ergriffen gehabt hatte.

Und während ich ihren Finger beklagte und ihre Krebse bewunderte, stieg das Vertrauen auf beiden Seiten. Wir saßen lange beisammen und sprachen, während der Tau in das lange Gras fiel. Mein Hund hatte seinen Kopf in ihren Schoß gelegt. Sie streichelte dann und wann den seidenweichen Kopf desselben mit ihrer kleinen Hand, während sie mir alle ihre Lebensverhältnisse erzählte.

Als Pflegekind war sie in ihrem zweiten Jahre von unbekanntem Eltern in der Hauptstadt bei einer armen Häuslerfamilie hier draußen gegen eine einmalige Abfindungssumme untergebracht worden. Die Pflegeeltern waren ältere Leute. Der Mann starb einige Jahre nach Grethes Aufnahme im Hause, und sie wuchs nun auf, für gewöhnlich ohne weitere Gesellschaft, als die alte Pflegemutter, die den Namen „Großmutter“ trug und eine sehr verständige, reinliche und religiöse Frau war. Sie gehörte zu den sogenannten „Eesern“ (Pietisten) und hatte immer den Namen Gottes auf der Zunge. — „Wenn ich frage, was wir zu Mittag bekommen sollen, dann antwortet Großmutter fast immer: ‚Gutes Essen, Gottes Gabe.‘ Zuweilen aber sagt sie nur: ‚Was Gott will!‘ — und dann weiß ich, daß wir Wassergrütze und Speck erhalten, und das ist das Schlimmste, das ich weiß. — Ich kann nicht begreifen, daß Gott so häufig es so haben will!“ fügte sie ganz nachdenklich hinzu.

Grethe ging in die Schule und „zum Pfarrer“. Sie hatte eine leichte Fassungskraft: — Wenn sie die Psalmenverse dreimal durchlese, dann könne sie sie auswendig. Darum blieb ihr auch viele freie Zeit. Und in dieser lebte Grethe ein Freiluftleben! Bald ging sie in die Wälder, mit dem langen Strick um die Schultern, einem primitiven Werkzeug, mit dem sie — wie mit einem Lasso — die hochstehenden dünnen Aststummel zu umschlingen und zu brechen verstand. Bald arbeitete sie mit den Ernteleuten. Bald suchte sie längs der Au nach Krebsen und Pflanzen. Sie war immer in Thätigkeit, immer froh und überall gern gesehen. — „Aber im Winter,“ sagte sie dann und blickte vor sich hin, die Hände um die Knie gefaltet, „im Winter ist es so still daheim. Manchmal wird der Weg über das Moor verweht, so daß Großmutter nicht ausgehen kann und ich nur mit Mühe das nächste Haus erreiche. Denn dort schaufelt niemand Schnee!“

„Was nimmst du denn im Winter vor?“ fragte ich und sah im Geiste das eingeschneite Haus vor mir.

„O — manchmal helfe ich Großmutter Ginsterbesen binden, manchmal lesen wir zusammen im Psalmenbuch

und in der Chronik, zuweilen kommt der rote Franz der Nachbars herüber und sitzt bei uns und erzählt Geschichten, und manchmal schläft Großmutter lange im Stuhl am Ofen, oft mehrere Stunden nacheinander. Dann ist nichts anderes zu thun, als dazusitzen und über die Felder hinauszusehen, wie der Schnee fällt, ob jemand des Weges geht und — vieles andere. Es ist dann sehr stille daheim, aber ich langweile mich doch nicht. Ich habe ja auch für das Hauswesen zu sorgen und das Essen zu bereiten.“

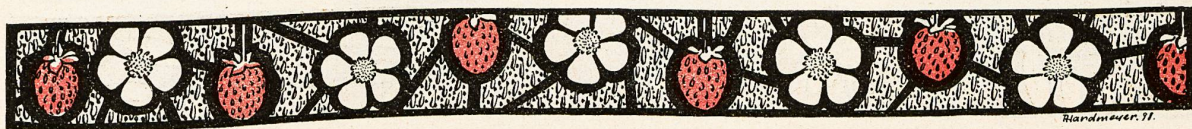
Die Dämmerung wurde dunkler und dunkler. Der kühle Tau perlte auf den Wiesen; die Fledermäuse strichen piepsend durch den Nebel; sie setzten den Krieg fort, den die Schwalbe beendet hatte. Und der Halbmond zeigte sich — noch bleich — über den Baumwipfeln.

„Was denke ich doch!“ rief Grethe plötzlich aus und sprang auf. „Es ist bald finster und Großmutter wartet auf mich.“

Und ehe ich Zeit hatte, an den Abschied zu denken, hatte sie mir ihr „Lebewohl und Gutenacht!“ zugerufen und lief über den Steg nach dem andern Au-Ufer.

Ich suchte in den nächsten vierzehn Tagen jeden Nachmittag meinen angeschossenen Fuchs zu gleicher Zeit und am gleichen Orte. Aber Reinecke war fort und Grethe traf ich auch nicht mehr.

— Und es vergingen drei schnelle Jahre. Ich war auf dem Weg, Kandidat zu werden. Ich hatte eifrig und ohne große Unterbrechungen gearbeitet und bedurfte nun der Erholung. Als ich eines schönen Herbstmorgens an meinem offenen Fenster stand und auf die Glaciswälle hinaussah, wo die Sonne in dem bunten Laub spielte und die jungen Stare in zwitschernden und schreienden kleinen Gruppen ihre Herbstmanöver vornahmen, — da erwachte mit lebendiger Kraft die lange unterdrückte Sehnsucht nach dem Freiluftleben. In diesen drei Jahren hing meine Büchse stumm und leer an der Wand über dem Bett. Nun mußte sie herabgenommen, das Schloß untersucht, die Läufe gepulzt und der Kolben an der Wange probiert werden. — Ja, ja! sie paßte noch gut! — Und Chasseur kam von seinem Platz unter dem Schreibtisch hervor. Er fixierte mich einen Augenblick aufmerksam mit seinen braunen Augen. Aber als er sah, daß die Büchse in Anschlag gelegt wurde, daß auch die alte Jagdtasche und der Patronengürtel und der Jagdrock und die langen Stiefel zum Vorschein kamen, da konnte er sich nicht mehr beherrschen, sondern sprang vor Freude bellend an mir hinauf und in dem kleinen Zimmer umher, so daß Tische und Stühle in Gefahr kamen, umzustürzen.





— Und am nächsten Morgen wanderten wir — Chasseur und ich — von der Eisenbahnstation über die Haide und die Hügel nach unserem gewöhnlichen Zufluchtsort.

Ich hatte während diesen drei Jahren meine Begegnung mit der schönen Gretke nicht vergessen. Im Gegenteil: wenn ich in einer stillen Stunde bei meinen Erinnerungen verweilte, dann kehrte stets der Gedanke an jenen Abend an der Au mit der gleichen Schönheit zurück. Und wenn ich in dem lebenslustigen Kreise der Kameraden Frauen und Frauenschönheit rühmen hörte, während die Gläser klangen und geleert wurden, wenn ich die „pikanten Abenteuer“ und „ausgezeichneten Geschichten“ vernahm, da flog mein Gedanke stets zurück zu dem gleichen Bild, und auf diese Erinnerung leerte ich mein Glas. Aber ich hatte nichts von dieser Erinnerung zu melden, kein „pikantes Abenteuer“, keine „ausgezeichnete Geschichte“, und die Kameraden titulierten mich scherzhaft „Onkel Hartherz“.

Ich suchte mich bei niemand nach Gretke zu erkundigen. Aber schon am folgenden Morgen nach meiner Ankunft nahm ich meine Büchse und ging aus. Es war klares, trockenes Wetter. Der Hase „hielt“ gut, und bald hatte ich auf dem jungen Roggen so viele geschossen, daß ich nicht mehr tragen konnte.

Zur Mittagszeit hatte ich die Au erreicht. Ich ging nach der gleichen Stelle wie vor drei Jahren. Sie sah ganz aus wie damals, nur die Büsche waren etwas höher geworden. Aber es war keine Gretke da. Ich legte mich am Ufer nieder, um zu rasten, packte meine Fourage aus und teilte brüderlich mit Chasseur. Er vertilgte auch getreulich den Bruderteil. — Ich war gegen Gewohnheit verstimmt. —

Aber als ich nach der Mahlzeit meine Cigarre angezündet und, in das hohe Gras gestreckt, dem Rauch mit den Augen nach dem bunten Laub hinauffolgte, kam wieder Ruhe über mich. Ich suchte mir das Ganze mit einem „Bah, Narrenstreiche!“ aus dem Sinn zu schlagen, und es gelang mir für den Augenblick, ein gewisses Gefühl von Sehnsucht in die Flucht zu jagen, ein Gefühl, das später immer mit Gewalt meinen Sinn gefangen genommen hat, wenn ich nach diesem bestimmten Fleck in der mich umgebenden Natur zurückgekehrt bin.

Die folgenden acht Tage waren prächtige Jagdtage für mich. Jeden Tag ein neues Terrain, jeden Abend eine gefüllte Jagdtasche. Doch verging kein Tag, ohne daß ich die Stelle an der Au besucht hätte. Aber — Gretke war und blieb fern.

Ich kam am Abend des neunten Tages in der Dämmerung nach Hause und fand meinen vortrefflichen Wirt in aufgeräumterer Stimmung als gewöhnlich. Er hatte nämlich am gleichen Abend die Ernte unter Dach gebracht und sie war „über Mittel“ gewesen. Als wir nach dem Thee wie gewöhnlich auf der Veranda bei

unserem Toddy saßen, teilte er mir mit, daß er zwei Tage nachher ein Erntefest geben wolle für die ganze Besatzung und jedermann, der in dieser Zeit mit Hand angelegt habe bei der Ernte. —

„Da wirst du auch,“ fügte er hinzu, „die Schönheit unserer Gegend zu sehen bekommen, Gretke vom Moorhause, meine ich. — Es ist das schönste Mädchen, das ich meiner Lebtag gesehen habe!“

„Und wie sieht sie denn aus?“ fragte ich mit angenommenem Ruhe. „Und wessen Tochter ist sie?“

„Wie sie aussieht! — Nun, — sie nennen sie ‚Gretke mit den blauen Augen‘, ‚Gretke mit dem Goldhaar‘, ‚die Schöne‘ — und Gott weiß was noch! Das kommt wohl davon, daß sie diesen Bezeichnungen entspricht. Auch ‚Singgretke‘ wird sie geheißt. Denn sie hat eine Stimme wie eine Drossel und sie gebraucht sie gut genug. — Und wessen Tochter? — Ja, siehst du, das ist gerade das Geheimnis. Von bäuerlicher Geburt ist sie gewiß nicht, darauf nehme ich Gift! — Der Vater ist ein bekannter Mann im Lande, — allzu bekannt, um seiner natürlichen Tochter bekannt zu sein, — wer sollte etwas dagegen haben, sich zu einem solchen Anhängsel zu bekennen, das so ausfällt? — Wäre sie mein, so säße sie nicht im Moorhause bei der Alten, um gelegentlich dem einen oder andern Knecht zum Opfer zu fallen. — Ihre Mutter war eine Dame aus der gebildeten Klasse. Sie hatte Unglück: sie wurde von ihrem Anbeter betrogen und starb aus Kummer und Gram wenige Jahre nach der Geburt des Kindes. — Da hast du, was ich von der Geschichte weiß!“

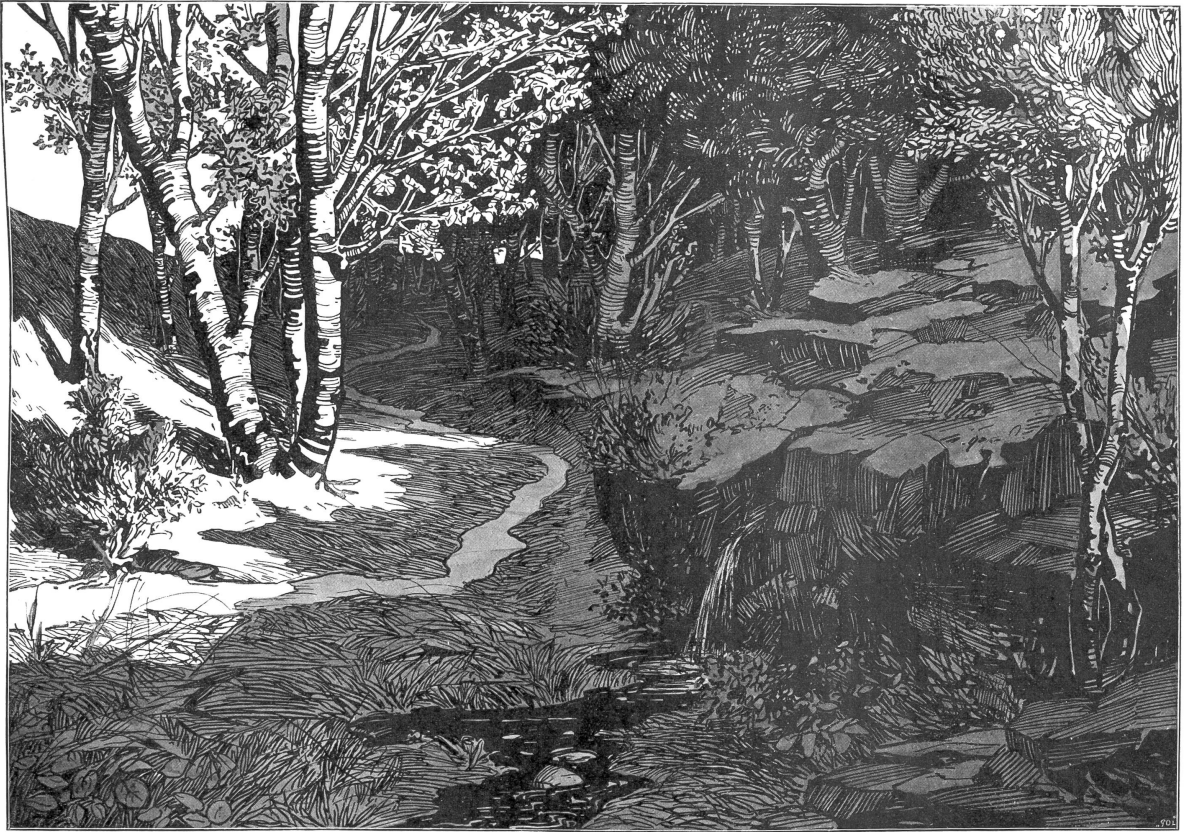
Ich saß stumm und dachte daran, was ich gehört hatte. — „Dieser Vater, der ein solches Kind im Stich läßt, muß ein Lummel sein!“ rief plötzlich mein Freund wieder aus, indem er heftig seinen Pfeifenkopf am Stiefelhaken ausklopfte. — „Denn was wird am Ende hier aus einem solchen Mädchen? — Ein Lummel muß er sein, sage ich!“ Und er blies durch das Pfeifenrohr, daß sein Gesicht ganz rot wurde.

„Ach was,“ sagte ich nach einer neuen Pause, „es ist doch nicht absolut notwendig, daß Gretke in dieser Gesellschaft unglücklich werden muß. Ist sie ein ehrliches Mädchen, so findet sie wohl einen ehrlichen Mann, der sie heiratet. Und sie muß eine nette Frau werden.“

Aber mein Freund zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. — „Es ist eine schwierige Sache,“ antwortete er endlich. „Ein solches Mädchen ist — trotz seiner Schönheit und Brautheit — ein Stiefkind des Glückes: Ihre Jugend und ihr Lebensmut werden sie früh in Verhältnisse hineinwerfen, die sie infolge ihrer Abstammung und ihres Bewußtseins derselben schwerlich werden glücklich machen können.“

Ich kam an jenem Abend spät zur Ruhe und es dauerte lange, bis ich in Schlaf fiel. —





Die Quelle.

Originalzeichnung von S. Meyer-Cassel.



— Und der Festtag kam. — Reisbrei und Braten zu Mittag; Butterbrot, Kuchen, Bier und Kaffee zum Vesper und Tanz und Punsch zum Abend und der Nacht, und Brantwein nach Belieben den ganzen Tag hindurch, — so lautete das Festprogramm.

Vom Vormittag an kamen die Leute zum Hause geströmt: Sonntäglich gekleidete Häusler, der feste Stock der Arbeiter mit Weib und Kind, junge Bursche mit ihren Geliebten und dann ein kleiner Trupp jener halbverkrüppelten alten Leute, wie man sie überall auf den großen Höfen trifft: Leute, die ihren Rücken schief und krumm und die Finger steif und gekrümmt gearbeitet haben als Tagelöhner während eines langen Menschenalters. Wunderlich verfallene alte Gestalten, die längst aufgebraucht sind und doch aus bloßer Gewohnheit fortfahren, zu leben. Diese Alten wankten an ihren Stöcken daher, in der Hand den in ein geblümtes Taschentuch gebundenen Krug tragend. So lange sie sich auf die Beine und den Stock stützen konnten und so lange noch etwas in den Magen und in den Krug ging, blieben sie standhaft im Festhause.

Ich spähte den ganzen Tag nach Grethe. Ich wollte nicht nach ihr fragen und wartete bis zum Abend. Aber der Tanz hatte schon begonnen, und doch blieb sie aus. —

Es war in der Dämmerung. Der feuchtkalte Abendnebel drang durch die offenstehenden Fenster zu den Tanzenden herein, und die Lichter flackerten träge in der dunstigen Luft der überfüllten Stube. Ich stand im Hofe und betrachtete die Versammlung durch das Fenster. Es war Brauch und Sitte, daß auch die jungen Leute der Herrschaft und Herren und Damen aus der nächsten Umgegend bis Mitternacht am Tanze teilnahmen. Nach dieser Zeit löste sich auch diese Fessel um die rohere Gemütlichkeit, und — „nun hatten die feinen Damen Mühe, sich mit ‚Plästr‘ zu helfen“, wie der Meisterknecht sich ausdrückte. — Sowohl Musik als Tanz waren mehr taktfest als schön. Man wirbelte teils um seine eigene Achse, teils mit größerer oder geringerer Schnelligkeit um die Säule mitten im Saal, — ein Planetensystem mit vielen soliden Trabanten, aber ohne Sonne als Zentrum. Dort drehte sich die dicke Tochter des Pächters Barre, der ein tückisches Schicksal in der Taufe den Namen „Sylpha Margaritha“ geschenkt hatte, mit dem stereotypen Lächeln in ihren quabeligen Wangen und hübsch niedergeschlagenen Augen. Sie wurde mit großem Anstand von Jens, dem Meisterknecht, geführt, der bei dieser Gelegenheit den Kopf viel höher trug und über den glatten Scheitel seiner Dame ins Leere starrte. — Dort kam der stattliche Kutscher Peter mit der Frau des Verwalters. — Und der kleine Verwalter schwirrte nonchalant lächelnd mit Peters Frau am Fenster vorüber. Dann kam Hans „mit den Beinen“, ein Spitzname,

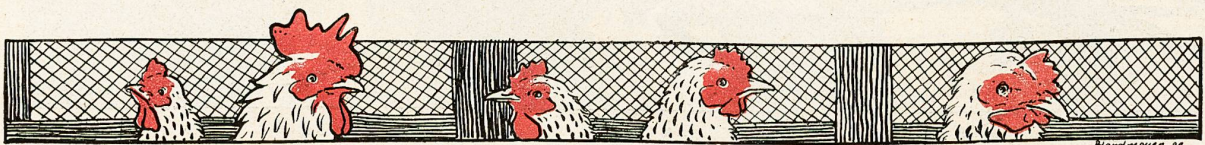
der seinen Grund in der besonders mangelhaften Entwicklung seiner Beine hatte, indem sie — namentlich in Sonntagshosen — aussahen, als ob sie erst dort angingen, wo andere Leute ihre Knie finden. Er führte in einem konfusem Trab die deutsche Gouvernante des Gutsbesizers. Sie überragte ihren Cavalier um mehr als anderthalbe Kopfeslänge und machte mit einem Ausdruck in ihrem magern, alten Gesicht wie bei einem erschrockenen Lama einen Schritt, wenn er drei nahm. Dann kamen Paar um Paar, brave Häusler mit ihren schönen, jungen Frauen. — Der Tanz besand sich noch in dem bei solchen Gelegenheiten lange andauernden Stadium von großem Ernst und Feierlichkeit. Erst später bricht der Uebermut und die Leidenschaft recht los, — später, wenn man die ungewohnte Situation überwunden hat, wenn die „Herrschaften“ fort sind und die Kanne ein wenig lebhafter gekreist hat. — Zuletzt kam der Stallknecht, Jakob Säbelbein, ein köstliches, mittelaltriges Inventarium, immer froh, immer treu, wenn er seine Obliegenheiten zu besorgen hatte, und stets betrunken, wenn er es nicht sein sollte. — — —

Da ließ sich auf einmal ein leises Gemurmel in der Versammlung hören: — „Sieh! sieh! da ist sie doch! Grethe vom Moorhause!“ Die Musik hielt inne. Und als ich in den Saal hineinblickte, stand sie dort mitten in demselben und sah sich mit einem Lächeln um in der sie dicht umgebenden Schar, — Grethe mit dem goldigen Haar. —

Ihre Schönheit überwältigte mich. — Das kleine Mädchen, das an jenem Abend vor drei Jahren mir triumphierend seinen zappelnden Fang an der Au zeigte, war nun eine schlanke, gutgewachsene Jungfrau; — und doch die gleiche wie früher. — Es war das gleiche, halb schelmische, halb schwermütige Lächeln, das die zart geschweiften Rippen kräuselte. Es war das gleiche große, tiefblaue Auge, das unter den langen, dunklen Wimpern hervorleuchtete, die gleichen dicken, goldigen Flechten, die sich um den runden Hinterkopf schlangen.

Eine Schar junger Bursche drang jetzt mit fast stürmischer Hestigkeit durch die Menge hervor. Aber als sie in ihre Nähe kamen, schienen sie gleichsam gezähmt zu werden, und mit auffallender achtungsvoller Unsicherheit boten sie das Mädchen zum Tanze auf. . . . Sie gingen nicht hin und „holten“ zum Tanze wie gewöhnlich. Nein! sie verbeugten sich plump und baten.

Nur Einer beugte sich nicht. Es war der „rot-haarige Franz des Nachbars“. Er war zu einem kraftvollen, breitstirnigen Burschen herangewachsen. Er war mehrere Jahre zur See gewesen und nun auf mehrere Monate nach Hause beurlaubt worden. Das rote Haar umgab in dichten, kurzen Locken ein Angeficht, das von Schlaueit und Energie sprach, zugleich aber auch von





Troz und Hoheit. Die kleinen, graublauen Augen, die kräftige Nase und die dicken Lippen, die von einem starken, braunen Vollbart umgeben waren, machten dieses Angesicht nicht unschön, aber auch nicht anziehender. — Er ging direkt auf sie zu und sagte kurz, als wenn er seiner Sache zum voraus sicher wäre: „Den ersten Tanz tanzest du wohl mit mir?“ —

„Ja — aber um diesen habe ich zuerst gebeten,“ warf sogleich ein langer Jüngling mit Kalbsknien ein und steckte den Kopf im Kreis hervor.

„Und hat sie ihn dir bewilligt?“ fragte Franz und maß den Jüngling mit einem verächtlichen Blick.

„Noch nicht; — aber —“

„Dann geh nach Hause und füttere die Hühner deiner Mutter — du!“ — Und er nahm Grethes etwas widerstrebende Hand und führte sie zu einem Sitz.

Ich sprang vom Fenster fort und trat in den Saal. Dort tanzten Grethe mit dem flinken Fuß und der Seemann als einziges Paar. Alle Andern hatten vor diesen Beiden den Platz geräumt. Und kein anderes Paar wünschte mit ihnen zu wetteifern. Franz tanzte ausgezeichnet. Mit einer gewissen kraftvollen Eleganz führte er seine Dame über den unebenen Boden. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Selbstbewußtsein, der zuweilen übermütig und herausfordernd wurde, wenn er an der dicht gedrängten Schar von flüsternden jungen Burschen vorüber kam, die sich in der einen Ecke des Saales um Jochem Kalbsknie gruppiert hatten. — Grethe folgte ihm willig und mit einem natürlichen Reiz, den ich mir bei einem ungebildeten Weib dieser Gesellschaftsklasse nicht möglich gedacht hatte. Aber das Lächeln war von ihren Lippen verschwunden und ihre Wangen waren ein wenig bleicher.

Ich hatte bisher nicht am Tanze teilgenommen. Jetzt aber, als ich diesen Mann sah, gegen den ich beim ersten Blick einen eigentümlichen Groll gefaßt hatte, wie er triumphierend den Platz rein hielt, da bekam ich ebenfalls Lust, mit dabei zu sein.

„Nun!“ rief ich zornig der müßigen Gruppe von jungen Männern zu, „ist es nach eurem Sinn, daß die Musik für einen Einzigen spielen soll, oder seid ihr schon müde und schläfrig? — Kommt! — die Nacht ist kurz und der Boden groß! Es ist wohl für uns alle Platz!“ — Ich tanzte nun schnell aus, und einen Augenblick später war der Saal wieder vollständig von wirbelnden, stampfenden und keuchenden Tänzern gefüllt.

Von diesem Moment an kam neues Leben in den Tanz. Es dauerte eine Weile, bis ich mich Grethe näherte. Aber als ich im Lauf des Abends das gewohnte Lächeln auf ihre Lippen zurückkehren sah, während sie jung und blühend durch den Saal flog, da konnte ich mich nicht länger enthalten, sondern ging hin und bat sie um einen Tanz.

„Ich dachte, Sie hätten mich vergessen,“ sagte sie während dem Tanze zu mir. — „Denken Sie noch an jenen Abend, als Sie nach dem Fuchs suchten? — Das Mädchen mit den Krebsen, dem Sie damals drunten an der Au begegneten, das war ich!“

„Ich vergesse nicht so leicht, wie Sie glauben,“ antwortete ich. „Ich habe oft an Sie und jenen Abend gedacht. Aber erinnern Sie sich meiner auch recht, Grethe? — Sie kannten mich wohl kaum wieder nach so langer Zeit.“

„Ja, — es ist eine lange Zeit,“ wiederholte sie meine Frage umgehend, und sah mich forschend an.

Wir nahmen an dem offenstehenden Fenster Platz, und es entspann sich bald ein vertrauliches Gespräch. Ich vergaß Zeit und Ort, wie bei unserer ersten Begegnung; denn während der Unterhaltung fühlte ich immer mehr, daß es noch das Mädchen von der Au war, das ich vor mir hatte, Grethe mit den kindlichen blauen Augen und dem anmutigen Lächeln, die Gestalt, mit der meine jugendliche Phantasie sich beschäftigt und die meine Seele drei lange Jahre treu gehütet hatte. Und niemand wagte uns zu stören. Nun — es war ja auch der letzte Abend, den wir miteinander verbringen sollten.

Seit ich sie das erstemal gesehen hatte, war es mit der Alten im Moorhause immer mehr zurückgegangen. Sie lag meist krank und Grethe konnte keine Arbeit außer dem Hause suchen, da sie die Nächste war, um sie zu pflegen. Die Armut war groß und es fruchtete nur wenig, was durch Hausarbeit verdient werden konnte. Aber als Franz heimgekehrt war, hatte er gleich das Moorhaus besucht. Er hatte viel Geld auf ausländischen Fahrten verdient und er war ihnen ein guter Nachbar gewesen, — d. h. der „Alten“, fügte sie hinzu und sah mich an.

„Ist er dein Geliebter?“ entfuhr es mir. Ich dachte nicht mehr daran, „Sie“ zu sagen. Ich beugte mich über sie und sah ihr ins Gesicht, forschend und nach Antwort lauschend, während mein Herz heftig pochte.

„Nein, das ist er nicht, das versichere ich Ihnen,“ antwortete sie und sah mich mit tiefem Ernst an. —

„Er ist immer gut gegen uns gewesen und ich muß ihn deshalb achten. Ich mag ihn auch wohl leiden, wir waren als Kinder Spielkameraden. Aber — seit seiner Rückkehr ist er so eigentümlich gegen mich gewesen. — Ich fürchte mich vor ihm,“ fügte sie ängstlich hinzu, und ihre Augen schweiften zum erstenmal im Lauf des Gespräches nach der Stelle, wo er stand.

Er hatte uns sicher beobachtet. Die Hände tief in die Seitentaschen der Jacke gesteckt und die Beine gekreuzt, stand er gerade gegenüber an die Mauer gelehnt. Als er sah, daß wir ihn bemerkten, drehte er sich auf den Absätzen um und drang durch die Menge nach der Ausgangsthüre.

(Schluß folgt.)

